

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 33

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tiere gehalten wurden und die den Hinrichtungen ihrer Brüder beizuwohnen hatten, die ihre eigenen Frauen und Kinder in die Gaskammern zu treiben hatten und die die Leichen in die Krematorien oder Gruben zu schaffen hatten, sehr viel Achtung und Respekt vor dem lebenden Menschen mehr besitzen. Es ist schwer, ihnen klar zu machen, dass der Krieg vorbei und Recht und Ordnung wieder eingekehrt seien. Sie fragen nur ungläubig: Welches Recht und welche Ordnung? Und vielleicht haben sie mit ihren Fragen nicht einmal so unrecht. Unrecht aber haben sie, zu rauben und zu morden und deshalb stehen heute alle DP's in einem sehr, sehr schlechten Ruf und die Sympathien, die ihnen die Sieger und Befreier anfänglich entgegengebracht hatten, sind längst verschwunden und haben einem sehr begründeten Misstrauen Platz gemacht.

Drei Polen, nennen wir sie Jan, Stanislaw und Igor, sind seit fünf Jahren in Deutschland. Jan ist heute 22, Stan 23 und Igor erst 21 Jahre alt. Alle drei sind sie unterstellt, alle drei sind sie als Zwangsarbeiter im Viehwagen in die Gegend von Heilbronn geschafft worden und alle drei weisen an ihren Körpern die Prügelspuren der Gestapo auf. Alle drei waren in Dachau und alle drei haben ihre Leidenszeit irgendwie überstanden. Heute leben sie in einem Lager ausserhalb Stuttgarts. Alle drei mögen sie nicht nach dem russisch besetzten oder gewordenen Polen zurück. Die UNRRA gibt ihnen zum Leben, die polnische Verbindung hilft ihnen ebenfalls – es könnte ihnen also nicht schlecht gehen, wenn sie nur Bürger wie andere wären und sich nicht, wie man das von ihnen leider kaum anders erwarten kann, nicht um Gesetze kümmern würden. Deutsche Kaninchen sind besonders reizvoll zum Stehlen und deutsche Butter lässt sich auf dem schwarzen Markt verkaufen. Sie haben eine bestimmte Ahnung, dass man das nicht tun darf, aber du lieber Himmel, zu was war man denn im KZ, wenn man heute nicht mehr Recht hat als andere Menschen?

Natürlich haben alle drei Waffen, und natürlich trinken alle drei Schnaps. Samstag nacht torkeln sie angeheitert die Reinsburgerstrasse herunter, laufen einer deutschen Patrouille in die Finger und ehe sie es sich versehen, tragen sie Handschellen. Am andern Tag sind sie im Untersuchungsgefängnis, angeklagt wegen Besitz und verbotenen Tragen von Schusswaffen. Dafür kann es ein, zwei, zehn, zwanzig Jahre Zuchthaus oder auch eine Todesstrafe geben. Das amerikanische Militärgericht urteilt sehr hart, unnach-sichtig. Waffenbesitz ist verboten.

Die drei Polen sind hinter Schloss und Riegel, im Stuttgarter Untersuchungsgefängnis, das inmitten der Ruinen un-
sehr dasteht und rund 600 Männer und Frauen in seinen Mauern hat. Hier, in diesem grauen Hause, erfahren die drei Polen, dass eine Untersuchung drei Monate, ein halbes Jahr dauern kann. Eine Frau hat für amerikanische Soldaten Hemden gewaschen, und um dies tun zu können, haben ihr die Amerikaner ein Stück Seife gegeben. Die Nachbarin hat ihr diesen kleinen Verdienst missgönnt, hat Anzeige erstattet und die Frau wurde wegen Besitz von amerikanischem Heeresgut in Haft genommen. Seife, Zigaretten, Schokolade sind Heeresgut. Und die Frau hat 3 Monate Strafe erhalten. Einige Pakete Zigaretten genügen für ein Vierteljahr Gefängnis. Die Polen haben dies bald heraus und beschliessen, zu fliehen. Sie trennen in der Nacht die Matratzen auf, kneten die so erhaltenen Schnüre zusammen, werfen

die Schnüre in der Nacht in die Ruinen hinüber, wo ihre Frauen, nicht die Kameraden, Eisensägen und Zigaretten an diese Schnüre binden. Um sich das Durchsägen der Eisengitter angenehmer zu gestalten, singen und pfeifen die drei Polen und rauchen dazu amerikanische Zigaretten. Nach zwei Stunden sind die Gitter durch-sägt und genau um Mitternacht brechen die drei Burschen aus, verstecken sich in den Ruinen, bis am frühen Morgen die Luft rein ist und ihre Kameraden mit einem Lastwagen zufällig vorbeifahren und sie mitnehmen, in die Freiheit zurück.

Sie sind frei, amerikanische und deutsche Polizei suchen sie. Einer von ihnen wird verhaftet, ins Militärgefängnis eingeliefert – und nach zwei Stunden hat er wieder die Gitter durchgesägt, ist wieder frei. Die Polizei lässt sich nicht foppen und sucht ihn erneut, ernsthaft. Der Pole hat geschworen: Ich lasse mich nicht lebendig erwischen – und als die amerikanische Militärpolizei ihn stellen kann, schiesst er, er erschiess einen Militärpolizisten, er erschiess einen zweiten und verwundet zwei andere, ehe er selbst erschossen wird.

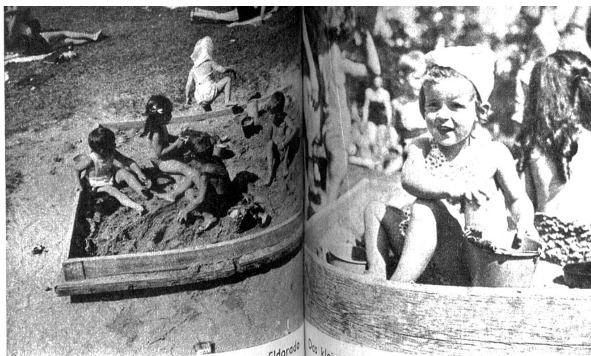
Dieses ist nur ein einziges dieser unzähligen Schicksale entwurzelter und für unsere Zeit verlorenen Menschen. Dieser tote Pole hätte auf seinem kleinen Gürtchen bei Lodz ein braver Sohn sein können, so er nicht in früher Jugend wie ein Tier verfrachtet und verprügelt worden wäre, so er nicht durch die Hölle der Konzentrationslager gezwungen worden wäre.

Arme Teufel sind sie allesamt, die nicht mehr nach Hause können, doppelt arm, weil sie heute vielfach von allen Seiten gehetzt und von allen verfeindet sind. Auf dieser Basis soll ein grosser, leuchtender und internationaler Frieden aufgebaut werden. Das zwischen Wem und Wo des kommenden Krieges ist in Deutschland kein Geheimnis mehr, es handelt sich nur um eines: Wann wird er sein. Deutschland hofft direkt auf einen neuen Krieg, aus der Erkenntnis heraus, dass ein neuer Krieg nur zwei Möglichkeiten bringen könne: Nämlich den Untergang oder eine Verbesserung der Lage. Schlimmer könne es nicht mehr werden. Eine sehr, sehr gefährliche Philosophie für ein Volk, das einen mörderischen Krieg vor fünf Viertel-jahren verloren hat und das aus seiner Niederlage noch nicht viel gelernt hat – es sei denn, die Gesetze des Dschungels. Menschen, die vor einem Jahr an eine Befreiung glaubten, glauben heute nicht mehr daran. Menschen, die vor einem Jahr freudig eine Beschäftigung ergriffen, verrichten sie heute mit Widerwillen, weil ihnen alles zwecklos erscheint und weil man ihre Fabriken abgebrochen hat, weil ihnen die nötigen Kalorien fehlen. Nur darf man sie nie fragen: Wem habt ihr das alles zu verdanken? Denn sie wissen es heute noch nicht, und sie wollen es auch gar nicht wissen, und jene, die sich an die Brust schlagen und sagen: Wie haben wir gehandelt, wie haben wir gehaust! Vorsicht vor ihnen, denn dieses öffentliche Erkennen riecht irgendwie faul.

«Der Amy weiss, warum er uns so wenig zu essen gibt», sagen ganz Schlaue und zwinkern mit den Augen. «Denn wenn wir erst einmal den Hunger weg haben, werden unsere – UNSERE! – Edelweisspiraten ganz anders auf Draht drehen können!...»

Armes Deutschland, armes Europa, suchen wir uns im Tibet ein stilles Tal. Oder in den Anden irgendwo. Mit Garantie gegen Atombomben.

John Henry Mueller



Der Sandkasten im Aarebad ist ein Eldorado für die Kleinen

Rund um den Sandkasten

Wer hat sich nicht schon ertappt, wie spielend Sand durch die Finger rieselt, oder, in Gedanken verloren, Figuren im Boden ritzt, die der Sand spielend wieder unter die Hand gleitet? Für uns Erwachsene hat der Sand eine Wehmütigkeit an sich, denn er veranschaulicht uns das Vergehen der Zeit, und wir lassen uns nicht gern bei solchem Spiel erwischen. Unwirsch löschen wir nachher mit rötlicher Hand aus, was uns verborgene Gedanken diktiert, um sie nicht unwillkommenen Lesern und Graphologen auf die Nase zu binden.

Unbekümmerter hingegen geht die kleine Welt mit dem Sande um. Wo ein Sandkasten vorhanden ist, da erobert sie ihn mit Kesseln und kleinen Aarebad für sie wird auch das Berner Aarebad, wenn es um den Garten Eden. Zwar gibt es auch hier Streit und Tränen, aber der Sand tröstet die kleinen Kuchenbäcker, Tunnel- und Brückenbauer. Und am Abend, wenn die Paradiese wieder gar verlassen dasteht, erzählt es uns in tausend Runen aus der Seele des Kindes.

Ein Regenschauer löscht dann aus den fleissigen Händen über Tag geformt und zertrümmert, und wie ein unbeschriebenes Blatt steht der Sandkasten andernfalls wieder zur Verfügung. Text und Bilder: Hs. Stroh



Was ist wohl hier passiert? Ist der Tunnel eingestürzt oder das Werkzeug zum Bauen verloren gegangen?

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

22. Fortsetzung

Plötzlich wurde sie unruhig: „Warum erzähle ich Ihnen das alles und warum fragen Sie – ich verstehe das nicht. Und Ihr Besuch – so spät – bitte, Doktor, was wollen Sie mit Johannes?“

„Gar nichts Schlimmes, ich will nur dem Anfang wehren. Ihr Johannes ist nämlich an keiner Vereinssitzung, sondern im Wirtshaus gewesen. Sie wissen um meine geheime Sorge um den Jungen, ich dulde es daher nicht...“

Sie hörten den Hausschlüssel gehen. Christine starrte bleich nach der Tür. Doch Johannes kam nicht, er ging gegen die Treppe zu und nahm langsam die ersten Stufen.

Doktor Haller riss die Türe auf: „Johannes, komm her zu uns!“

Johannes kam. Er stand auf unsicheren Beinen und blinzelte ins Licht. Der Ausdruck seines Gesichtes war blöd – verlegen. Christine schluchzte auf, als sie das sah.

„Schämst du dich nicht“, sagte Doktor Haller, scharf „vor deiner Mutter – vor mir – und am meisten vor dir selbst?“ „Warum?“ Johannes machte ein immer kläglicheres Gesicht.

„Weil du nicht ins Wirtshaus gehörs, Herrgottsohn! Ein Bub wie du, der will zu lernen und noch einmal zu lernen hat!“

„Ich habe geschrieben.“

„Was hast du geschrieben?“

„Ich bin an einem Werk – an einem grossen Werk – man wird einmal darüber reden – es handelt sich...“

Doktor Haller war zu erboht, um diesen Worten nähere Beachtung zu schenken, er unterbrach das Gerede brüsk: „Du kannst auch daheim schreiben, wenn durchaus geschrieben werden muss, dazu musst du nicht ins Wirtshaus gehen.“

„Aber ich brauche Inspiration.“

„Soor – Inspiration...“ Doktor Haller dehnte das Wort in hellem Spott. „War es das erstemal, dass du dir deine Inspiration im Wirtshaus geholt hast?“ Johannes gab keine Antwort. Sein Gesicht behielt die Kläglichkeit bei, und die Augen wanderten nervös und unruhig durchs Zimmer, ohne etwas Bestimmtes zu sehen.

„Also nicht“, sagte Doktor Haller, „ich kann mir die Antwort ja auch so denken. Aber nun will ich dir etwas sagen, mein Junge: schau dir deine Mutter an, sie hat in all den Jahren nur für dich gelebt, für dich gesorgt und gearbeitet. Sie hat überhaupt nichts anderes getan. Und als sie es doch noch einmal

hätte besser bekommen können – du weisst was ich meine – so warst du dagegen und sie hat dir zuliebe das grosse Opfer gebracht. Sie hat auch weiterhin Opfer um Opfer gebracht, um dich schulden zu lassen, um dir deine Jugend schön und sorgenlos zu gestalten. Sie läuft bei jedem Wetter in die Stadt und gibt ihre Kurse, ob sie müde ist oder nicht. Sie hält einen Kostgänger, sie stellt in mühevoller langer Arbeit ein Kochbuch zusammen. Hast du dir eigentlich auch schon einmal Rechenschaft darüber abgelegt, was deine Mutter in ihrer nimmermüden Liebe und Fürsorge alles für dich getan hat und täglich noch tut?“

Doktor Haller schweig und wartete, was Johannes jetzt darauf antworten würde.

Johannes stand und schaute ins Leere, dann sagte er langsam, ohne dass sich ein Zug seines Gesichtes verändert hätte: „Kann ich vielleicht etwas dafür, dass ich auf der Welt bin?“

Christine schrie leise auf und bedeckte das Gesicht. Doktor Haller, der seine Hand schon erhoben hatte, um Johannes zu schütteln, liess sie wieder sinken und wandte sich ab.

„Geh“, sagte er, „geh“ und schlafe deinen Rausch aus. Du weisst ja gar nicht, was du sprichst.“

Johannes verliess wortlos das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinauf. Christine sank auf einen Stuhl, das Gesicht noch immer mit den Händen bedeckend.

„Meine Schuld“, jammerte sie, „meine Schuld!“ Und dann schaute sie auf, – grenzenloser Jammer in den Augen – „Doktor, ich ahne das Unglück.“

Doktor Haller lief aufgeregt im Zimmer hin und her: „Dummes Zeug“, polterte er, „dummes Zeug! Jeder von uns holte sich in diesem Alter seinen ersten Rausch. Nur – bei Johannes sehen wir Gespenster. Das ist es, was es uns so schwer macht, über solche Entgleisungen hinwegzukommen. Nehmen Sie sich zusammen, Christine, es ist alles nicht so schlimm, wie es den Anschein hat. In den nächsten Tagen werde ich mit Johannes reden und renke die Sache wieder ein.“

Er nahm seinen Mantel und Hut, drückte ihr die Hand und verliess das Haus.

Christine blieb noch eine Weile sitzen, müde und zerschlagen, als wäre sie unter die Räder eines Wagens gekommen. Dann erhob sie sich langsam, schloss die

Haustüre ab und stieg die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hinauf.

Vor Johannes' Zimmer stand sie still. Durch die Türritze sah sie, dass er noch Licht brennen hatte. Da drückte sie auf die Klinke und ging zu ihm hinein.

Er lag wach im Bett. Seine Augen waren weit offen zur Zimmerdecke gerichtet. Christine setzte sich zu ihm auf den Bettrand und sah in sein Gesicht, das ihr heute so fremd und fern erschien, als wäre es nicht das Gesicht ihres Kindes.

Sie streichelte über sein dichtes Haar... „Johannes, wir meinen es ja nur gut mit dir.“

Ohne den Blick zu verändern, antwortete er: „Ihr versteht mich nicht – niemand versteht mich.“

„Sag das nicht, Johannes, ich habe ja nur dich – und sonst nichts.“

„Auch du verstehst mich nicht. Aber einmal, da werde ich euch allen zeigen, wer ich bin und was ich leiste.“ Christine schob ihren Arm unter seinen Kopf und zog sein Gesicht an das ihre:

„Johannes, mein Bub, begreife doch, dass wir nur dein Bestes wollen. Du gehörst nicht ins Wirtshaus, du trägst die schwarz-gelben Farben deiner Verbindung. Und dann ist noch etwas, Bub, – ich wollte es dir eigentlich erst später sagen – dein Grossvater...“

Johannes machte sich von ihrer Umarmung frei und schoss hoch: „Was ist's mit meinem Grossvater?“

Christine bereute es im selben Augenblick, davon angefangen zu haben. Am liebsten hätte sie jedes Wort wieder zurückgenommen. Sie versuchte nach Frauenart auszuweichen:

„Dein Grossvater – er war nicht, wie er sein sollte, – es stimmte da etwas nicht – ich will es dir erklären, wenn du älter und reifer geworden bist. Jetzt aber versprich mir, Johannes, dass das von heute Abend nicht mehr vorkommen wird. Versprich es mir, sonst habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

Johannes legte sich mit einem seltsamen Lächeln in die Kissen zurück.

„Versprechen kann ich es dir schon, aber...“

„Was aber... ich will dein ganzes Wort.“

„Weshalb schwören? Morgen kommt vielleicht wieder ein anderer Befehl. Gute Nacht, Mutter.“

Er kehrte sich gegen die Wand, zog laut und tief den Atem ein und tat, als ob er schlief.

Leise schloss Christine die Türe und ging in ihr Zimmer hinüber. Dort sass sie lange angekleidet neben ihrem Bett auf dem Stuhl, – ein Häuflein Elend. Tränen rieselten über ihr müdes abgespanntes Gesicht.

4

Ernst Glauser, dem Präsidenten der ‚Altenheimia‘, wurde von verschiedenen Seiten zugetragen, dass man Johannes Keller in dieser und jener Wirtschaft gesehen habe. Das bedeutete für die ab-

stinente Verbindung einen Schandfleck, der sofort ausgetilgt werden musste.

Ernst Glauser war es zuwider, Johannes vor das Forum einer extra einberufenen Versammlung zu laden. Er machte diese unangenehme Sache in aller Stille ab. Er liess Johannes wieder zu sich rufen.

„Man sagt von dir, du suchtest von neuem das Wirtshaus auf. Was hast du mir zu antworten?“

Johannes stand trotzig: „Ich möchte an keine Vorschriften mehr gebunden sein, ich habe es satt, mich kontrollieren zu lassen.“

Ernst Glauser blieb ruhig: „Du hast dich einmal begeistert für unser Ziel, du hast dich mit Handschlag verpflichtet. War dein Handschlag so wenig wert?“

Johannes zog die Mundwinkel herab: „Seither ist vieles anders geworden. Ich muss meinen Weg so gehen, wie es mich von innen heraus dazu drängt, und da kann ich keinerlei Rücksicht nehmen.“

„Meinst du wirklich, dass man ohne Rücksichtnahme durchs Leben kommen kann?“

Johannes' Augen blickten triumphierend: „Ich bin mir selbst genug, ich halte mich nur an das, was ich für gut und recht finde. Alles andere ist Selbstbetrug.“

„Nun denn, so probiere es aus, wie weit du damit kommst. Ich bedaure, dich jetzt aus unserer Verbindung entlassen zu müssen. Ich werde in der nächsten Sitzung dein Ausscheiden zur Kenntnis bringen.“

Ernst Glauser wollte gehen, dann aber wandte er sich noch einmal um und sagte: „Solltest du vielleicht doch noch einmal einen Rat oder einen Freund brauchen – so denke an mich. Es tut mir leid um dich.“

Die Türe des Klassenzimmers schloss sich hinter ihm. Johannes stand allein. Er schaute durchs Fenster auf die belebte Strasse hinunter, immer noch den stillen Triumph im Gesicht... „Was denkt der sich nur? Ich rechne es mir zur Ehre an, ich selbst zu bleiben.“

Ernst Glauser erstattete gleich nachher Professor Tanner Bericht über das Vorgefallene. Der Professor war enttäuscht:

„Ich habe so viel auf Keller gehalten“, sagte er, „seine Leistungen im Deutschunterricht sind hervorragend. Bei richtiger Wegleitung und vollem persönlichem Einsatz hätte er später gute Aussichten und Möglichkeiten. Schade, wirklich schade, dass er sich in den Fächern, die ihn nicht interessieren, gehen lässt. Sein Ausscheiden aus der ‚Altenheimia‘ scheint mir ganz bedenklich. Was stellt sich der Junge eigentlich vor?“

„Wenn ich mir da eine eigene Meinung erlauben darf, Herr Professor, so habe ich das Gefühl, dass Keller von irgend einer besondern Idee erfüllt – besessen ist. Er tut so selbstsicher und geheimnisvoll, dass jedenfalls noch mit Überraschungen zu rechnen ist.“

Professor Tanner hatte einen Bleistift zu spitzen begonnen und schnitt sich in den Finger. Er warf Messer und Bleistift fort und winkte Glauser ab:

„War nett von Ihnen, danke. Vielleicht haben Sie doch gelegentlich ein Auge auf ihn, es wäre schade...“

Mehr verstand Glauser nicht. Professor Tanner öffnete das Fenster und schaute hinaus.

Johannes sagte seiner Mutter nicht, dass er aus der ‚Altenheimia‘ ausgeschieden worden, er erklärte ihr nur so nebenbei, dass er die Zeit zur aktiven Mitarbeit nicht mehr aufbrächte und sich lieber mit Nützlicherem abgeben möchte.

Er sass denn auch in seinen schulfreien Stunden fast immer auf seinem Zimmer, schrieb ganze Bogen voll, die er wieder zerriss – um von neuem zu beginnen. Er sah müde und abgespannt aus und Christine machte sich Sorgen.

„Gibt man euch denn so viele Schulaufgaben?“ fragte sie einmal, als er wieder so abgehetzt und müde zum Nachtessen kam. „Könntest du es dir nicht etwas besser einteilen?“

„Lass nur“, wehrte er ab, „ich muss da hilft alles nichts. Ich komme schon an mein Ziel, auch wenn ihr alle noch so sehr dagegen seid.“

Er lachte. Christine liess entsetzt ihren Löffel fallen.

„Johannes, um Gotteswillen, was sprichst du da? Wer ist dagegen, dass du dein Ziel erreichst?“

„Ihr alle miteinander. Es kennt mich keiner von euch, keiner weiss, wer ich bin.“

Johannes schaute überlegen lächelnd auf seine Mutter. Christine fühlte wieder die kalte, eiserne Umklammerung ihres Herzens. Sie rang nach Luft und sah ihren Sohn aus grossen, entsetzten Augen an.

Jakob Müller schob ihr die Gemüseplatte hin. „Essen Sie, Frau Keller“, sagte er gutmütig. „Johannes ist ein Spassvogel. Ich höre oft, wie er mit sich selber spricht und lacht, den kenne ich.“

Christine sah unsicher von einem zum andern und ass mechanisch weiter.

Johannes deklamierte fröhlich: „Peer Gynt“:

„Die Welt ist's hinter meiner Stirn, hier ist mein Selbst, mein Ich, nichts anderes.“

*

Im Frühling 1938 wurde Johannes provisorisch in die dritte Gymnasialklasse versetzt. Da dies nur im Zeugnis stand und nicht vor den Kameraden bekanntgegeben wurde, wusste keiner der Mitschüler etwas davon. Johannes ging genau so zuversichtlich wie alle anderen von der Schule nachhause.

Seiner Mutter legte er das Zeugnis auf den Küchentisch, sie mochte es da finden, wenn sie aus der Stadt zurückkam. Dann ging er hinauf in sein Zimmer und legte sich angezogen aufs Bett. Er dachte nicht einmal daran, die Schuhe auszuziehen. Er dachte überhaupt nichts.

(Fortsetzung folgt)